



## Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 17.

Wiesbaden, den 23. Januar 1916.

5. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Ein Tag aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.“ von W. Reiche. — „Weltgericht.“ von R. Blüthgen. — „Mein Rittergut in Rußisch-Polen.“ von Joachim von Bülow. — „Nebeneinander.“ Erzählung von R. D. Hartwig. — „Ein waderer Pfadfinderjunge.“ von G. Burmann. — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Gde.“

### Zum Geleite.

Man muß der Welt und seiner Familie zugleich dienen, indem man nicht mechanisch die Zeit für das eine und das andere bestimmt, sondern indem man gleichsam Gemisch der Sorge um die Familie und der Erziehung der Kinder eine ideale, der ganzen Menschheit dienliche Bedeutung beilegt. Gebbet.

## Ein Tag aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.

Von Wilhelmine Reiche, Wiesbaden.

Schon während des Krieges 1870/71 erhoben sich auf beiden Seiten Stimmen, die anerkennend die Namen einzelner Großer aussprachen, und nicht zuletzt war es die Heldengestalt des Deutschen Kaisers, der selbst auf feindlicher Seite ehrliche Bewunderung hochgesinnter Männer fand. „Le grand Guillaume“ nannten ihn die französischen Offiziere unter sich — nicht mit Spott, sondern mit ehrlicher Anerkennung. Und: „Il a fait bien du mal a mon pauvre pays-mais c'était un grand homme“ kritisierte ihn nach seinem Tode, der durch den Sturm auf dem Malakoff-turm (Krimkrieg) berühmt gewordene General Champion — eben derselbe, der durch ungewöhnliche Umstände aus einem Widersacher ein warmer Anhänger des Kaisers Wilhelm geworden ist.

Um von dieser Freundschaft zu reden, bedarf es der Erwähnung einer Vorgeschichte von so zartem poetischen Reiz, die mir, wäre sie mir nicht als teures Vermächtnis seiner Gemahlin, behufs Veröffentlichung anvertraut worden, Stoff zu einer Novelle gegeben hätte. Die feinfühlende Frau hat zeitlebens geschaut, den reizenden Vorfall der Öffentlichkeit preiszugeben, aus Furcht, daß dies den Schimmer von ihrer Lieblingserinnerung streifen könnte. Nicht ohne Absicht wählte ich die gegenwärtige Zeit, die Zeit tiefsten Zerwürfnisses aller Völker, zur Mitteilung: möchte die lichte Erscheinung des Heldenkaisers in die tiefe Dunkelheit hineinleuchten, die gegenwärtig auf uns lastet.

Die vor kurzem in Frankfurt a. M. verstorbene Frau Generalin Champion, geb. Natalie Rigaud, steht dem Kreise, den die lebhafteste Frau in den drei Jahrzehnten, die sie in Frankfurt a. M. verbrachte, um sich zu versammeln pflegte, noch in lebhafter, freundlicher Erinnerung. Ihre Familie war 1840 aus dem Jura nach Wesel eingewandert und nahm dort eine äußerst geachtete Stellung ein. Natalie, die

älteste von drei Töchtern, heiratete 18jährig den über 20 Jahre älteren, damals schon zu hohen Ehren gestiegenen französischen General Francois Champion, mit dem sie nachmalig in Besancon und nach seinem Abschied in Deutschland lebte. Champion wurde vor etwa 15 Jahren auf Anordnung der deutschen Militärbehörde mit hohen soldatischen Ehren zu Wesel begraben; seine zahlreichen Orden, sein Degen und Nationalen sind dem dortigen Museum übergeben worden. In Wesel ereignete sich auch die Episode, die Prinz Wilhelm der späteren Gemahlin Champions zu Dank verpflichtete und den Kaiser Wilhelm zwei Jahrzehnte später in so zarter Weise dem gefangenen Feinde abtrug.

Erinnerlich wird sein, daß Prinz Wilhelm nach den Märzvorfällen von 1848 einige Jahre am englischen Hofe lebte und in den Junitagen des Jahres 1849 nach Deutschland zurückkehrte. Unter einem Decknamen (man wußte ja noch nicht, wie das Volk seine Rückkehr auffassen würde) reiste der Prinz im Wagen durch Holland und überfuhr die Grenze nahe bei Wesel, wo auch der holländische Hofwagen durch einen deutschen abgelöst wurde. Die Tagebuchblätter des damaligen Fräuleins Rigaud enthalten alles hierauf Bezügliche in so hübscher Form, daß ich sie unverändert wiedergeben will:

Wesel am Rhein, Juni 1849.

... Seitdem wir, Berta und ich, aus der Pension (Strasbourg) zurückgekehrt sind, leben wir sehr gefellig, trotzdem wir französische Emigranten sind, verkehren doch alle Honorationen von Wesel sehr intim mit uns, insbesondere die Familie des Stadtkommandanten, dessen älteste Tochter meine Freundin geworden ist. Das alte herrliche Haus, die Kommandantur, zieht mich schon allein an, ganz abgesehen von den teuren Menschen, die es bewohnen. Es liegt so etwas ruhig Vornehmes, ich möchte fast sagen französisch Gemütliches darüber. Wesel hat eine reizende

Lage, jetzt in der Lenzzzeit schwärmen wir viel aus. Diese herrlichen deutschen Wälder sind entzückend — ich liebe sie — besonders nach Holland zu ist ein wunderbarer Bestand, der dem Grafen von S. gehört, den wir bei dem Kommandanten kennen lernten, am Waldrand hart an der Chaussee steht ein malerisches Försterhaus, das meist das Ziel unserer Spaziergänge bildet. In schönen Tagen ist hier die ganze Weselaner Patrizierwelt versammelt; Kaffeetrinkend und plaudernd sitzt man zwischen den Rosenheden des Gartens, der sich eine Viertel Meile an der Chaussee nach Holland hinzieht. B. und ich wandern häufig allein hinaus, obgleich wir erst 17 sind . . . das ist hier so ganz anders, wie in Frankreich, wo jeder Schritt ins Freie eine Begleiterin erfordert. Ich freue mich auch der deutschen Freiheit, denn durch sie habe ich so Herrliches erlebt, daß ich nicht Worte finde, das seltene Erlebnis nieder zu schreiben: „Ich habe den Prinzen von Preußen gesehen — eine rührend schöne Heldengestalt — rührend, denn er kam als „Vertriebener“ zurück in sein Vaterland.

Es war ein so duftiger Tag heute — nach einem warmen Regen sind tausend Rosen aufgeblüht. Ueber und über davon bedeckt liegt die Försterei in ihrem Rosengarten: Berta und ich sind gleich nach dem Diner hinausgegangen, um den Duft zu atmen — noch waren keine Besucher da — nur wir und der geliebte Wald, durch den wir nun planlos hin- und herwandelten. Plötzlich kommt aus einem Seitenwege ein offener Wagen daher gebräust, mit knapper Not konnten wir beiseite springen, um von den feurigen Pferden nicht überrannt zu werden. Der Wagen hält vor der Försterei, zwei Herren springen heraus, ein eiliges Kaufen beginnt. Die Pferde werden ausgespannt und frischer Vorspann aus dem Stall gezogen . . . wir sind indessen näher gekommen, und auf unsere neugierigen Fragen vertraut uns der Förster ganz insgeheim, Prinz Wilhelm von Preußen sitzt drinnen in seiner Stube und speist mit seinem Adjutanten — in einer halben Stunde fahre er ins Deutsche. „Gott sei Dank, daß der wieder da ist,“ fügte er hinzu.

B. und ich sahen uns lächelnd an — ein Gedanke hatte uns bewegt — und dann sind wir davon gestoben und haben Rosen gepflückt, so viel unsere Hände tragen konnten. Den Sitz, den Fort und die Kappe des Wagens haben wir mit Rosen geschmückt, auch den Pfad und die Treppe mit solchen bestreut. Als der Prinz aus dem Hause trat, standen wir von ferne und erspähten seine Freude und sein Erstaunen — aber auch er sah uns — aufrecht stand der schöne, herrliche Mann in seinem Wagen, als er davon fuhr und winkte uns mit der Hand Dank zu. Wir sind beide sehr rot geworden vor Glück — das herrliche Bewußtsein soll mich all mein Lebenlang begleiten, die Erste gewesen zu sein, die den Kronprinzen auf deutschem Boden begrüßt hat.

Unser Erlebnis hat noch ein reizendes Nachspiel gefunden. Prinz Wilhelm hat im Hause des Kommandanten übernachtet, am Abend fand ein kleines Bankett der Behörden und Spitzen der Stadt statt, bei welchem der Prinz einige Worte sprach — am Schreibtisch der Hausfrau hat er diese kleine Ansprache flüchtig skizziert und darin des Rosenwunders erwähnt: „Zwei Feen sind mir heute auf der Grenze meines Landes entgegengetreten, Rosen in den Händen — und haben meinen Weg über und über damit geschmückt — das soll mir ein gutes Omen sein bei meiner Rückkehr in die Heimat — Rosen will ich lieben, so lange ich lebe . . .“ so lautete das Konzept.

Die Frau des Kommandanten hat meiner Mutter den kleinen Zettel, einen halben Briefbogen mit dem Aufdruck: Kommandantur Wesel a. Rh., für mich übergeben, denn Mutter hat ihr unser Erlebnis nicht verschwiegen — ich werde das Schriftstück als mein heiligstes aufbewahren, es soll mir ein Talisman sein.

Soweit die kleine Vorgeschichte — zwei Jahre später, reichte die „gute Fee“ dem schlanken französischen Chasseur d'Afrique, der sich soeben von den Wunden eines Krieges erholt hatte, in Paris die Hand zum Eheband. Sie beschrieb in einem kleinen Buche „Mon amour“ die glänzende Trauung in Notre dame, die Teilnahme des Volti-

geur-Garderegiments und das märchenhafte Frühstück in einem der ersten Gasthöfe. Kaum ein Jahrzehnt war dem Eheglied in Frieden beschieden, als Champion 1870 zu seiner Fahne berufen wurde. Frau und Sohn in Wesel, wo sie zur Zeit zu Besuch bei ihrer Familie gewohnt hatten, zurücklassend, eilte Champion nach Weissenburg. Aber bereits bei Wörth wurde er durch einen Granatsplitter verwundet, Kameraden seines Regiments sahen ihn durch den Sturz seines Pferdes zu Boden gerissen, im Getümmel der Schlacht untergehen. „En avant mes braves“, rief er hinstinkend. Durch französische Gefangene gelangte die Nachricht, daß Champion verwundet und in deutsche Gefangenschaft geraten sei, nach Mainz, wo sich damals einer seiner Verwandten aufhielt. Sein jetzt in Magdeburg lebender Neffe teilt hierüber mit: Mein Vater befand sich zur Zeit in der Nähe des Kriegsschauplatzes. Mit Erlaubnis der Militärbehörde fuhr er gleich nach Erhalten der Nachricht auf einem offenen Güterwagen, auf welchem eine Kanone stand, nach Saarbrücken und kam zwei Tage nach dem Kampf über das Schlachtfeld. Nach endlosen Nachforschungen hatte er das Glück, seinen Schwager in einem in der Nähe befindlichen Schloß unter den verwundeten Franzosen zu finden, den Kopf auf einen alten Pferdesattel gestützt, lag er von drei Schüssen verwundet, nahezu aufgegeben, unter den Gefangenen. Seine Freude und Dankbarkeit gegen meinen Vater fand den rührendsten Ausdruck in den Worten: „Ich klage nicht, ich habe nichts zu klagen“ und wahrlich, kein Wort des Schmerzes über seine schweren Leiden kam über seine Lippen — nur als er der Tatsache erwähnte, daß man ihm seinen Degen genommen habe, traten Tränen in seine Augen. „On m'a prié mon vieux camarade de guerre“, sagte er trübe. Leider fehlte mein Vater ununterrichteter Sache zu uns zurück, den Gefangenen behufs seiner Uebersiedlung zu uns auszuliefern. Aber Hilfe war näher, als wir ahnten.

Ich weiß heute nicht mehr, auf welche Weise das Konzept der in Wesel am Tage seiner Heimkehr nach Deutschland verfaßten Ansprache in Kaiser Wilhelms Hände gelangte. Ich erinnere mich nur, daß mein Vater nochmals, und zwar ausgerüstet mit diesem „Talisman“ nebst einem erklärenden Schreiben meiner Tante nach Mainz ins Hauptquartier fuhr — und daß schon wenige Tage nachher an den bayerischen Kommandanten ein Befehl gelangte, der wörtlich lautete: „Man gewähre dem tapferen General Champion alle Erleichterungen des Transportes zu seiner Familie; er hat als Kriegsgefangener, auf Ehrenwort, seinen Aufenthalt in Bad A. zu nehmen. gez.: Wilhelm.“

Beim Verlesen des Zettels übergab der bayerische Kommandant C. Champion seinen Degen mit einem Gruß des Kaisers an seine Gemahlin. Diesen Degen hielt Champion, da ihm seine beiden Hände verbunden waren, fest in den Arm gedrückt, während des ganzen langwierigen Transportes zu den Seinen. So langte er in Bad A. an, wo er während der ganzen Fortsetzung des Krieges in unserem Hause weilte. Nur schwer und mit Vorsicht konnte er von der Niederlage Frankreichs überzeugt werden und hielt es allemal für einen „geschmacklosen Akt“, wenn wir Kinder von dem Sturz Napoleons und der Vernichtung der französischen Armee sprachen. Nur schwer vermochte sich mein Onkel mit den veränderten Verhältnissen der Republik abzufinden; er erwog oft, seinen Abschied zu nehmen. Schmerzlich bewegt gedachte er der alten Waffenbrüder und vor allem seines langjährigen Freundes Abel Douai, der sein Genosse in Afrika und sein Trauzeuge gewesen war. (Dieser fiel bei Weissenburg.) Wohl kehrte Champion nach dem Kriege nach Frankreich zurück, lebte eine Zeitlang in Besancon, um dann, verabschiedet, endgültig in Deutschland seinen Aufenthalt zu nehmen. Eine Zuneigung seltener Art fesselte ihn an Kaiser Wilhelm, den er, wie er oft versicherte, als den größten Helden seiner Zeit bewunderte.

Oft empfahl er seiner Gemahlin, wenn er vor dem Kaiser sterben sollte, „d'envoyer une lettre de faire part à mon ami ennemie pour lui dire mes Adieux“ — aber sein Wunsch sollte unerfüllt bleiben; er überlebte den Kaiser um eine beträchtliche Reihe von Jahren.

Sein einziger Sohn Louis, der damals in einem französischen Artillerie-Regiment stand und seines Vaters deutsche Begeisterung keineswegs teilte, aber oft das Wort „Revanche“ auf der Zunge führte, war derjenige, der mit den Worten: „Le vieux Guillaume est mort“ an das Bett des Vaters trat. Champions Stimme klang tiefbewegt und in seinen Augen glänzte es wunderbar, als er dem Kaiser ein Denkmal mit den vorher erwähnten Worten setzte: „Il a fait bien du mal a mon pauvre pays-mais il était le plus grand homme de son temps.“



## Weltgericht.

Von Clara Blütgen.

Weltvater verhüllt sein Haupt,  
Und sein großes göttliches Vaterherz  
Tropft Blutsäuren sornigen Schmerzes.  
Und er grübelt und sinnt und spricht:  
Als mein Geist über den Wassern schwebte,  
Urmächtigen Wollens voll,  
Rief ich ins Dasein Himmel und Erde,  
Die Monden- und Sonnensysteme  
Im ewigen Wirbel des Raumes kreisen,  
Und aus meinen Händen rannen Sternennebel  
Wie Körner aus der Hand des Sämanns — —  
Aber kalt und seelenlos blühte mich alles,  
Strahlende, gleißende Pracht ohne Leben — —  
Und da formte ich dich, im seligsten Rausch meines Schaffens,  
Du Schmerzenskind meiner Liebe,  
Ueber alles geliebte Erde!  
Alles, was schön und hold lud ich auf dich,  
Einen Garten Eden pflanzte ich deinen Geschöpfen,  
Und mein Hirn träumte den göttlichsten aller Träume:  
Kraftgezeugte Geschlechter, in Liebe geboren,  
In Liebe vereint zu Brüdervölkern,  
Friedlich und stolz auf irdischer Scholle  
Zum Ewigen strebend, — —  
Doch meine Kinder, meine geliebten Kinder  
Verleugneten mich und verrieten einander,  
Wieder und wieder, und wissen kein Ende.  
Ihre Schwerter dampfen von Bruderblut bis zum Knäuel,  
Ihre Füße schreiten im Blut bis zu den Knöcheln.  
Zu meinem Thron herauf ringt sich der Blutgeruch.  
Brudermord überall — Rains grausiges Erbel

Irr werd' ich an meinem Werk. Irr an mir selber.

Reiß' ich die Schleißen des Himmels auf,  
Laß' ich die Wasser der Tiefe steigen,  
Alles verschlingend, alles vernichtend, was atmet?  
Nehm' ich den Erdball in meine flache Hand  
Und zertrümle ihn zu Staub und Aschensfloken?  
Reiß' ich ihn los von der Sternenhahn,  
Fernab ihn schlendernd,  
Weg aus der lebenspendenden Sonnennähe,  
Daß er vereist und alles Leben verendet?

Allerbarmter reiß' ich. Unfertig schuf ich euch Menschen,  
Ringende, strebende. — Was sieht mich an?  
Schweige, du Herz, und du stachelnder Groll!  
Ziele der Sehnsucht gab ich euch mit,  
Gab euch des Werdens endlose Leiter,  
Kraft und Schwäche maß ich euch zu.  
Lieb euch die Unrast dunklen Verlangens.  
Faltende Hände, um abzuwehren.  
Irrret und kämpft! In Sternenweite  
Gänat der Siegestranz ewigen Friedens.  
Falle auch ferner, was abwärts strebt.  
Aber weiter will ich die Menschheit  
An suchenden Händen aufwärts führen,  
Dem ewig Unerreichbaren entgegen,  
Mir selber zu.



## Mein Rittergut in Russisch-Polen.

Von Joachim von Bülow.

Es war eine Herrlichkeit, aber sie dauerte nur einen Tag, wie das Königsein im Märchen.

Ich ritt früh um neun auf meinen Hof, d. h. da gehörte er mir noch nicht, ein stattliches Palais aus Holz mit allerhand köstlichem Schnitzwerk, einer riesigen gedeckten Veranda, großen Fenstern, davor ein gepflegter, neu, gepflegt gewesener Kiesplatz. Im Gebüsch versteckt Inspektorenhaus und Ställe, gemauert mit festen Dächern in einem Lande, wo sonst die Lehmwand und das Strohdach vorwiegt. Das alles lächelte freundlich in die Winter Sonne. Ein paar große Rassehunde balgten sich friedlich, im Hintergrunde ging ein Panje sachtlos herum, und Stille herrschte wie in einer Kapelle, die auch da war und ein wenig abseits, ohne sich aufzudrängen, schlummerte; kurz, es war klar, daß hier keine deutschen Soldaten waren. Also war ich, der älteste Vorgesetzte, sofort am Platze Ortskommandant und beschloß, dies herrliche Gut für mein Regiment zu beschlagnahmen. Ein dichter Wald umzog es im Norden und Osten, so daß die rauhen Winterstürme nicht heran konnten, und im Geiste sah ich hier ein Erholungsheim für unsere Tapferen ausblühen.

Ich winkte stolz einem Panje — es stellte sich mittlerweile heraus, daß wir dies so übliche Wort falsch brauchen. Panje ist die Frau, Pan der Mann, doch das ist ein Kapitel für sich. Ich winkte also dem Panje und ließ mir durch Vermittlung meines Leibjuden, ein hier auf Requisitionstouren unentbehrliches Geschöpf, den Verwalter herbeizitiieren. Er kroch heran, leckte meinen Stiefel, und ich erklärte ihm, nunmehr sei ich hier der Herr und er habe meinen Befehlen Folge zu leisten. Die Hiebe, die er wohl erwartete und vermutlich auch verdiente, erließ ich ihm, wodurch ich sofort, wie ich ein sah, an Autorität einbüßte. Aber ich kann mir nicht zum Sondervergnügen russischer Inspektoren ein Extraherz aus Stahl anlegen. Inzwischen hatten sich meine sämtlichen Leibigenen versammelt, ich hätte ihnen gern eine Rede gehalten, aber erinnerte mich noch rechtzeitig Ugel von Rambors aus der Stromtid und unterließ es. Nebenbei würden die Ketten mich noch weniger verstanden haben, als die Mecklenburger Bauern ihren Gutsherrn.

Dafür stieg ich vom Rosse, schlenderte dem Oberpanje die Zügel hin und kletterte die Freitreppe meines Gutes hinauf. Mit der aalglatten Schnelligkeit gut eingepulgerter Kaskaden war einer hinten herum ins Haus geschlüpft und stieß mir nun die Flügeltüren gegen den Magen.

Ich betrat mein Schloß. Palisanderwände oder so was ähnliches bildeten die Diele, wo seltene Gewächse, Palmen und Orangenbäume einen anschließenden Hain formten, und wandte mich nach rechts. In meinem Musiksalon stand noch der Konzertsüßgel offen, als hätte ich ihn gestern abend verlassen — nebenbei bemerkt verstehe ich von Musik soviel, wie der Esel vom Lautenschlagen oder wie ein Pseudomelomane aus jener Zeit, als es noch Frieden war und am Kurfürstendamm Musik gefetzt wurde — oder tut man das etwa noch?

Goldseidene Rokomöbel standen herum, zum Teil bis an die Knie im Stroh versinkend. Denn wadere Krieger hatten hier geschlafen. Nebenan war einst das Boudoir der Fürstin gewesen, aber auch hier standen mit Stroh gefüllt quer zwei Betten und in einer leeren Champagnerflasche steckte ein ausgebrannter Lichtstumpf. Herrenzimmer, Fremdenzimmer und was es sonst noch für Zimmer in einem ordentlichen Landschloß gibt, sie alle waren so verschlafen. Die Matratzen hatten eine erste Belegung, vermutlich schon die Russen selbst, als nützliches Möbel fortgeführt, und aus einzelnen Zimmern waren auch Tische und Stühle mitgewandert. Daß Kosaken hier gehaust, bewies ein zertrümmerter Diplomaten-Schreibtisch, aus dessen Fächern die Briefe und Akten quollen wie Eingeweide eines vom Granatsplitter aufgerissenen Pferdebauches, und eine kleine ausgebrochene Geldkassette, ein

paar Briestaschen bewiesen, daß hier nicht nach militärischen Geheimnissen, sondern nach barem Geld gesucht worden war. Es gab sogar ein Badezimmer im Haus und — o freudige Ueberraschung — das, was der Verwalter voll Stolz „Watterkloset“, die Juden des Landes aber „jennen Ort“ nennen. Voll sittlicher Entrüstung wandte ich mich zur Seite und erklärte: „Obshißt!“, d. h. auf polnisch Reinemachen. Dieser Befehl erging dann fürs ganze Haus, und ich setzte meinen Rundgang durch die Baulichkeiten fort. Im Dienersflügel hatte sich wie eine Mäuseheide im verlassenen Schweizerkäse eine Lettenfamilie angesiedelt, die mit ihren zahllosen Kindern und Fellen schnell die nötige Unsauberkeit verbreiteten. Ich beschloß, für sie vor allem ein anderes Unterkommen zu suchen.

Die Ställe waren schnell besichtigt. Es standen nur drei Pferde drin, die mir merkwürdig bekannt vorkamen, die übrigen waren, wie der Inspektor klagend sagte, „sobrali“, d. h. futsch, von den Moskali und nachher, was übrig blieb, von den Germanskis requiriert, ebenso aller Hafer und alles Vieh.

Das glaubte ich ihm gerne, denn zum selben Zweck befand ich mich auf der Tour wie ein Geschäftsreisender, und überall wurde ich abgewimmelt mit dem Schmerzensruf: „Niema!“ Nicht mehr da! Was der Panje essen wollte, alles zu den Deutschen rollte! Na, immerhin, es gab noch Stroh und Heu auf meinem Gute, und in einem kleinen, von der Heerstraße abgelegenen Dorfe hatte ich noch etwas Hafer gefunden. Außerdem war ein Huhn dem Lanzenstoß eines Dragoners rechtzeitig erlegen, ehe es zum Essen zu alt wurde, und ein zweites war aus Sympathie für das erste gleichfalls gestorben. Die Matka erhielt ihren Bon, Kartätschka genannt, und wir hatten zu essen. In der Gutsküche waltete ein weibliches Wesen und siedete die Tiere, nachdem ich ihr Salz gegeben. Es ist jetzt hier so schlimm mit der Salzverforgung der Bevölkerung, um die sich naturgemäß noch niemand kümmern kann, da wir Soldaten vorgehen, daß für eine Handvoll dieses Kristalls mehr zu haben ist, als für Gold und Silber. Nachdem ich durch einen Anschlag an die Haustür feierlich und rechtsgültig Besitz ergriffen hatte, befahl ich eine allgemeine Beheizung und Säuberung, versprach, binnen wenigen Tagen das fehlende Inventar wieder zu ergänzen und beritt dann meine Felder und frohnpflichtigen Dörfer. Da ich absolut nichts von der Landwirtschaft verstehe, außerdem der eben gefallene Schnee Saatland und Brache gleichmäßig deckte und Sumpf wie Wiese ununterscheidbar einhüllte, so begnügte ich mich mit dem allgemeinen Ueberblick. Dafür war ich genauer in den Dörfern. Schon im ersten stellte ich fest, daß es keinen Gemeindevorstand gab. Ich erkannte daher den Besitzer der ansehnlichen Kate — übrigens ein hier gebräuchliches Wort — zum Starosta, der auf der ersten Silber betont wird, im Gegensatz zum Samowar, wo das o den Ton trägt. Der ist nicht ganz an den Haaren herbeigezogen, denn einen solchen fand ich hier für die Schützengräben der Schwadron, obendrein bei einer jungen hübschen Lehrerin, die des Deutschen mächtig war und die auf mein Schloß zu laden ich zugleich erwog, zumal die Mutter mir als perfekte Köchin gerühmt wurde. Aber der Samowar wanderte auf alle Fälle mit, denn erstens wärmt Tee deutsche Soldaten, und dann ist nicht ersichtlich, warum die Russen ihre Messingsachen behalten sollen, wenn man unsere daheim beschlagnahmt zwecks Verwandlung in Telephondrähte und Führungsringe. Außerdem gehören sie zu den Dingen, die der Soldat nehmen darf.

Inzwischen hatte der neue stolze und vor Freude ziemlich zitternde Starosta sämtliche Dorfbewohner vereint, die vor mir einen Veitstanz der Ergebenheit aufführten, wie er auf einer Schmiere dritter Güte bei einer Operette aus den östlichen Ländern echter und kitschiger nicht gezeigt werden kann. Man sieht daraus, wie unrecht man manchmal solchen Instituten tut. Ich bat im Stillen ab, erklärte aber mit Donnerstimme, daß alle dem Starosten bei meinem Zorn zu folgen hätten, was der Leibjude mit weniger Energie im Organe übersehte, und sprengte davon.

Ähnliches wiederholte sich noch in zwei Dörfern, dann kam ich in das Quartier der letzten Nacht zurück, um meine

dort hinterbliebenen Truppen in Gestalt eines Mannes an mich heranzuziehen. Hier herrschte große Aufregung. In aller Herrgottsfrühe hatte mein Leibjude, der übrigens Mauseheide hieß und mit zwanzig Jahren nicht nur verheiratet und doppelter Vater, sondern auch schon in allen Teilen Rußlands, von Taschkent bis Port Arthur, herumgekommen war, also dieser vielgewanderte Mann hatte, um sich bei mir beliebt zu machen, vor Tagesanbruch unsere Pferde mit Heu gefüttert, das er aus der Scheune genommen, die nicht unserm Quartiergeber gehörte. Die beraubte Besitzerin drohte nunmehr meinen Wirtsleuten mit Mord und Brandstiftung. Drum kamen diese heulend zu mir gelaufen, ich solle sie schützen. Sofort zitierte ich die Verbrecherin vor meinen Richterstuhl. Sie ließ mir verstoßt sagen: „Wenn ich etwas von ihr wolle, solle ich zu ihr kommen!“ Darauf erhob ich meine Stimme zu gewaltigem Dröhnen, so daß sämtliche Panjes wie leblos in die Ecken taumelten und entsandte zwei Mann, die Frau mit Gewalt herbeizuschaffen. Nach etwa zwei Minuten erschien sie auch, bebend und unter einem Badtrog im dritten Hause vom eigenen entfernt hervorgeholt.

Ich rollte mit den Augen, so gut das meine runde Hornbrille erlaubte und schrie wie Jupiter Tonans, den ja auch niemand verstand, aber doch alle Welt begriff. Die Alte erhob darauf ein entsetzliches Gejeter, das ich mit einem kräftigen „Maultsch“, dem russischen Schweigegebot unterbrach. Dann ließ ich ihr sagen, daß auf Brandstiftung im Kriegsgebiete die Todesstrafe stünde und warf sie, als sie weiter blökte, zur Tür hinaus, worob alle anwesenden wohlgesinnten Panjes mit meiner Rechtsfindung sehr zufrieden waren.

Dann trachte ich mit meinen Leuten fort und ergriff endgültig Besitz von meinem Gut. Der Inspektor hatte inzwischen tatsächlich Ordnung geschafft, d. h. das Stroh zu den rückwärtigen Fenstern hinausgeworfen, wo es hochgeschichtet lag, als solle das Haus angezündet werden, und ausgefegt. In allen Zimmern qualmte es von frischem Holzrauch und eine vor dem Zugriff der Soldaten sorgfältig verheimlichte Matratze lag in dem mir bestimmten Bette. Die Hühner waren so weich, als ihr Alter zuließ und füllten unsere Mägen.

Dann ließ ich anspannen, um in die nächste Stadt zu fahren und meinem Regiment Meldung zu machen, abends aber rechtzeitig wieder zurück zu sein. Aus allen herrschaftlichen Kutschen, die in einer Scheuer standen, waren die Nägel gezogen oder die Räder vertauscht, so daß selbst nach stundenlangen Bemühungen kein meiner Würde angemessenes Gefährt zu haben war.

Endlich wurde die Arbeit als erfolglos aufgegeben, ich bestieg einen der üblichen Panjewagen ohne Federn und Sitzgelegenheit, mein Kutscher hieb auf die Gäule — und die frühe russische Nacht kam schon am Horizonte hoch, als wir die große Straße erreichten. Von der durfte ich nach der Zeichnung auf der Karte erhoffen, daß sie chauffiert in zwanzig Kilometern in die Stadt führte. Aber mit russischen Karten und russischen Straßen ist es ein eigenes Ding. Aus den zwanzig Kilometern wurden wenigstens fünf und zwanzig, und aus der Chaussee ein knietiefer Sandweg, der mit großer Geschicklichkeit jeden Berg wahrnahm und es vermied, Täler zu benutzen.

Erst um 8 Uhr nachts kamen wir mit gänzlich „vermatteten“ Pferden, wie die russischen Juden sagen, an. Am Eingang der Stadt brannten zahlreiche Feuer. Hier lagerten Eingeborene, die aus den im Bereich des Geschützfeuers befindlichen Ortschaften fortgeschickt waren. Zerlumpte Jammergestalten, in Schafpelze gehüllt, wärmten sie sich und ihre Kinder an der offenen Glut, und immer noch kamen neue Wagen an, an denen wir vorbeifahren waren. Aber alles vollzog sich unheimlich still und ohne Klage. Diese Bevölkerung seufzt nur und tut, was die Deutschen befehlen. Denn das gute Wetter, das uns die Kriegsführung hier bisher erleichtert hat, das haben sie herbeigebetet, damit nur die Russen nicht wiederkommen. Im ersten Zugriff ist auch der deutsche Soldat rauh, rücksichtslos, muß es sein, aus Selbsterhaltung, aber nachher heilt er die Wunden wieder, und das wissen und hoffen sie.

Am Telephon ging es nachher beinahe wie in Berlin: „Besetzt, bitte später rufen!“ Dann endlich die Verbindung. „Bitte, nicht trennen. Zum Donnerwetter, säeren Sie sich aus der Leitung!“ Hier gibt es keine zartbesaiteten Telephondamen, hier bedienen Soldaten die Schalter, und denen ist der gemüthliche Kriegerton nicht kränkend.

Na, schließlich gelang es doch, bis ein höheres Kommando gebieterisch trennte.

Darauf hieß es Quartier suchen. Zwei Hotels gab's, eins zur Stadt Londyn, mit y, eins nach Petrograd benannt. Das erste schönere war besetzt, im zweiten bot mir der dicke Wirt ein Bett in seinem Zimmer an. Ich besah es auf alle Fälle, fand ein geräumiges Treppenhaus, ließ das Bett da hinein stellen und legte mich zur Ruhe. Aber sie kam lange nicht. Denn russischer Tee regt auf, und den hatte ich törichterweise getrunken. Erst gegen Morgen schlief ich ein, und der dicke Wirt mit dem Vollbart verwandelte sich in eine sozialdemokratische Agitatorin, weil mein weitgewandter Dolmetscher solche roten Ideen entwickelt hatte und sah aus glühenden Augen vom Fenster her auf mich. Ich verjagte die schwarze Kaze, die dort saß, und erwachte erst, als die katholische Kirche zur Frühmesse himmelte.

Schnell fuhr ich in die Kleider, die ich mir ausziehen erlaubt hatte, wusch mich mit über die Hand gegossenem Wasser aus der Wirtin Krug und holte Pferd, Wagen und Kutscher aus dem Stroh.

Diesen Morgen gab es keinen Kaffee, nur ein Stück Brot, schlecht aus Weizenmehl gebacken und für unverschämtes Geld von den Juden feilgehalten. Erst nach einer Stunde Fahrt bekamen wir heiße Milch bei einem Bauern. Mich drängte es nach meinem verlassenen Besitze, der, nur von einem Mann bewacht, des Herren Auge brauchte. Der Bauer beschrieb mir einen Richtweg, und richtig, nach einer halben Stunde saßen wir im Sumpf, aus dem uns nur ein paar kleine Hirtenmädchen, jede fürstlich mit einem Pfennig beschenkt, herausführten.

Mit zwei Stunden Verspätung kam ich aufs Schloß, gerade als von der anderen Seite ein hoher Stab eintritt, mir erklärte, ich sollte mich schleunigst davonmachen, hier hätte eine andere Armee alle Rechte, und mich aus meinen Besitzgeräuschen riß.

So zog ich beleidigt ab. Die nächste Nacht wohnte ich dann wieder wie die Frau Hebill im Pispott. Nein, das ist nicht wahr; ich schlief sogar sehr gut nach einem Trabe von zwanzig Kilometern und erneuter Telephonmeldung in einem weichen Bett im Hotel Stadt Londyn.

Aber mein Rittergutsbesitzerleben war gewesen.



## Nebeneinander.

Erzählung von Paul Hermann Hartwig.

Die Nachricht von ihrem Tode traf ihn wie ein heftiger Schlag. Es konnte, es konnte nicht sein. Und doch — vor drei Tagen war sie gestorben und die Leiche war nach Bestimmung der Entschlafenen entsprechend bereits in ein Krematorium zur Einäscherung überführt worden. Nichts, nichts hatte er erfahren, seit ihn ein leichtes Erkältungsfieber durch fünf oder sechs Tage ans Haus fesselte. Keine Botschaft von der Freundin, kein letzter Wunsch, ihn zu sehen. Wie wenig er ihr im Grunde gewesen sein mußte. Da hatten sie acht Jahre hindurch Arbeit, Ideen, Erfolge geteilt. Welch prachtvoller Kamerad, Welch unermüdeter Gefährte sie gewesen war, ein tüchtiger wahrer Mensch in ihrem Wesen und in ihrer Kunst. Jetzt, da sie für immer dahingegangen, kamen ihm alle ihre Vorzüge zu vollem Bewußtsein. Nein, nein, es war nicht auszudenken, daß nun alles vorüber sein sollte. Diese Selbstverständlichkeit in den großen Fragen, diese Nichtachtung dem Kleinlichen gegenüber, wie es der Alltag brachte. Ihre Rauheit, an die er sich freilich zu Anfang hatte gewöhnen müssen, war ein guter Schild im Kampf um Leben und Ruhm. Sie

war ein Mensch, zu dem man Vertrauen haben mußte, alle seine Sorgen und Kümmernisse trug er zu ihr, und sie wurde es nie müde, zu raten und zu helfen.

In gewissen Dingen war sie ihm unpersönlich erschienen, vielleicht weil sie als Weib so gar nicht sein konnte, aber doch erschien es ihm manchmal in stillen Stunden, wenn Schweigen und Traum auf ihnen lagen, daß ein fernes Leid sie bewege. Ihre lodernen Augen waren dann weich wie von Sehnsucht, aber sie lachte ihn derb aus, wenn er mit Fragen kam. Das war ja das Wunderbare an ihr, daß sie nie und nie ihre Angelegenheiten in den Vordergrund schob — in erster Linie stand die Kunst, die sie ausübte. Mit wieder Ernst sie an sich arbeitete, mit Härte sogar. Ihre künstlerische Linie war auch eine aufsteigende gewesen. Ihre Kunst wurde reifer, vertiefter — was an Möglichkeiten in ihr lag, entwickelte sich. Er hatte viel Anteil an ihren Reisen, das wußte er wohl, die Wände seines schönen Heims schmückten manche reizvolle Arbeit, die sich neben den hervorragenden Meistern behaupten konnte.

Nun war dieses Zusammenschaffen, das ihm eine so willkommene Auslösung gegeben hatte, für immer dahin.

Roderich Haller ertappte sich über der merkwürdigen Klarheit, mit der er in diesem Augenblick ihr gegenseitiges Verhältnis überdenken konnte. Keine Schmerzempfindung, aber das Gefühl einer seltsamen Leere erfüllte ihn. Ein Schauer übersog seinen Körper.

Er würde nun weiterleben, wie immer, das Dasein des künstlerisch Genießenden führen, seine Sammlungen vervollständigen, Essays verfassen wie immer, nein, das fühlte er, nie würde es wieder wie immer sein — das schöne Verständnis, der Zweifflang fehlte.

Sie war weit über Durchschnitt veranlagt und besaß die Gabe in hohem Maße, schlummernde Ideen zu erwecken, Pläne zu erweitern und neue Gesichtspunkte und Ziele zu zeigen.

Sie sahen sich in manchem Jahr längere Zeit nicht. Sie hatte hier und da aus Gesundheitsrücksichten ein Bad aufsuchen müssen — er war wohl ein und das andere Mal von einer kleinen episodischen Herzensaffektion so in Anspruch genommen, daß er nur dem Augenblick lebte. Und nie war sie eine andere, immer ein gütiges Wort, den warmen festen Druck der Hand und das richtige Gefühl für die Stimmung — für seine Stimmung. Und wenn es einmal bei ihm zu trösten gab, dann brach aus ihrem Wesen ein so wunderlicher Humor. Sie verstand es eigentlich nicht recht, sie ließ auch selbst nie an sich herumtrösten. Und ohne einen letzten Gruß war sie gegangen, ohne eine Botschaft.

Er suchte sich ihre Erscheinung zu vergegenwärtigen, und nun geschah ihm etwas Seltsames; ihm, dem feinen, subtilen Beobachter, war es nicht möglich, sich ein getreues Bild zu machen. Einzelheiten waren ihm natürlich gegenwärtig — er dachte, daß sie in der letzten Zeit recht leidend ausgesehen, durch ihr starkes dunkles Haar zog sich ein Silberstreif und ihre Augen waren von breiten dunklen Schatten umgeben.

Sie hatte in dieser Verfassung ein Selbstporträt begonnen, „tonig auf Gelbgrün“, wie sie selbst lachend bemerkte. Aber das war ja nicht sie. In einem Kasten verwahrte sie allerlei Photographien von blonden Mädchen, wie sie seinem Auge gefielen — darunter stand ihr Bild natürlich nicht. Er besaß überhaupt keines — nie hatte sie ihm eins gegeben — er hatte allerdings auch keins von ihr verlangt. Sie hätte diesen Wunsch vermutlich als einen sentimentalsten ein bißchen verlacht. Ein so hübsches, etwas tiefes Lachen war ihr eigen, nicht allein der Mund, die Augen lachten mit. Ihr Lachen hatte ihm immer so besonders gefallen. Und kein Gruß —

Es hielt ihn nicht mehr in den vier Wänden seines Arbeitszimmers. Kaum spürte er Nässe und Sturm — es trieb ihn auf den Weg, den er so oft mit dem Vorgefühl einer behaglichen Stunde gewandert.

Da hing schon an dem schmiedeeisernen Gitter des kleinen Vorgartens die weiße Papptafel „Atelier mit reich-

lichem Zubehör sofort zu vermieten". Wie weh taten den Augen und dem Herzen diese Worte.

Schon wollte er den Schritt wenden, als ihn die Hausbesorgerin erspähte. „Ja, mein Herr Doktor, gut, daß i bahna sind. Grad hab' i heraufkommen wollen zum Herrn Doktor. Vor lauter Arbeit kimmt man ja zu nichts. Ja, was sagen denn Herr Doktor, das arm gnä Fräulein — das End', war ja — Gott und allen Heiligen Dank, recht rasch, aber vorher war schlimme Zeit.“

„Aber sagen Sie, Frau Huber, warum haben Sie mich nicht gerufen? Hat das Fräulein nicht nach mir verlangt?“

Die Frau wurde ein wenig verlegen.

„Schon, schon, aber sie hat's dann direktament verboten. Wissen S', die Krankheit hat's dean arg mitg'nommen, und da hat s' net mög'n, daß der Herr Doktor sie so schaugen muß — i hab's ihr in die Hand g'loben müßten, daß der Herr Doktor das Ende erst erfährt, wenn alles vorbei ist — und das Päd'l sollte i a net eh'r abgeb'n.“

„Was für ein Päd'l denn?“

„Na, Bücher halt vom Herrn Doktor und was so Sachen warn. Gnä Fräul'n hat noch alles selbst zusammeng'richt. Der Schorsch'l kam die Sach gleich in die Wohnung vom Herrn Doktor schaff'n.“

Er gab der Frau ein reichliches Trinkgeld.

„Dees kann i ja gar net verlangen, Herr Doktor, die gnä Fräul'n hat schon so viel getan. Ach, Herr Doktor, so was kriegen wir nicht wieder ins Atelier!“

Roderich Heller wanderte langsam nach Hause.

Eine letzte Eitelkeit also — unmöglich, das lag so ganz aus ihrer Linie. Was hatte die Frau gesagt: „Die Krankheit hat's so arg mitgenommen.“ Heiß schoß ihm das Blut zu Kopf. Nein — doch — um ihm ein letztes Begegnen nicht zu einem weinlichen, quälenden zu machen, hatte sie ihn ferngehalten. Er wußte bestimmt, daß es so war. Sie hatten zu oft solche Fälle besprochen; sie wußte genau, wie er über Krankheit, Zerfall, quälendes Leiden dachte. Sie hatte aus diesen Gesprächen die letzte Konsequenz gezogen. Ja, das sah ihr ähnlich — eine gewisse Herbitheit bis zur Strenge hatte in ihrem Charakter gelegen.

Der Junge war mit dem ziemlich umfangreichen Paket bereits vor ihm angelangt. Es lag auf einem Tischchen zwischen den Klubesseln. Die Haushälterin hatte die große Stehlampe angezündet, das Licht fiel gerade auf eine wunderfeine Landschaft im Nebel. Es war eine der wenigen Arbeiten, mit denen sie selbst zufrieden gewesen war.

Zögernd löste er die Schnüre des Pakets. Ein Brief lag obenauf — ihre Hand — nur wenige Zeilen: „Lieber Freund, wir können leider nicht mehr über die Bücher sprechen, die Sie mir zuletzt sandten. Ich gebe sie Ihnen zurück, zugleich mit den Andenken, mit denen Ihre Freundschaft mich erfreute. Ich möchte nicht gern, daß die Gaben, die mir sehr lieb gewesen, in andere Hände kämen. Meinen Nachlaß an Bildern und Skizzen ordnet der Inhaber der Fleischerschen Kunsthandlung. Leben Sie wohl und Ihre Elisabeth Foerster.“

Das „und“ war durchstrichen, als hätte sich die Schreiberin der letzten Bitte, nicht vergessen zu werden, geschämt.

Roderich Heller deckte für eine kurze Spanne die Augen mit der Hand — es war ihm, als sei das Unglaubliche nun erst Gewißheit geworden.

Die kleinen künstlerischen Schmudgegenstände, die Antiquitäten, die er ihr von Reisen mitgebracht, lagen sorgfältig verwahrt in einem Kästchen. Er schloß es in ein Schubfach seines Schreibtisches.

Als er dann in einem der Bücher, einem Bande kritischer Essays, blätterte, fiel ihm ein zusammengefaltetes beschriebenes Blatt, das wohl als Lesezeichen gedient hatte, in die Hände.

Auf der einen Seite eine Anmerkung: Wir Frauen warten alle wie Nora auf das Wunderbare, das nicht kommt. Die einen macht das vergebliche Warten elegisch und weich, die andern unliebenswürdig — mich hat es nicht weich gemacht.

Auf der andern Seite aber waren mit einer dünnen, flüchtigen Schrift, gleichsam einer scheuen Schrift, die Verse geschrieben:

Bin ich gestorben, gib mir keine Blumen,  
Mein Tod soll deine Ruh niemals stören,  
Auch Tränen nicht — ich bitt: sorg leif' mich ein  
Zum letzten Schlaf, so wundertief allein.  
Und alle Seufzer, alle Wünsche schweigen,  
Vorbei der bange, wirbelstolle Reigen,  
Und quält Erinnerung dich, so denk auch meiner nicht.  
Doch tritt dein Fuß die Erde, die mich deckt,  
Gib acht, daß dich mein Schatten nicht erschreckt.  
Nahst du, so muß er dir begegnen,  
Die blassen Hände hebend, dich zu segnen.

Roderich Heller las das Gedicht langsam und dann noch einmal. Ein peinliches Empfinden überkam ihn, als habe er mit rauher Hand an ein Geheimnis gerührt, das gerade ihm verborgen bleiben mußte. Hinter dem Menschen mit der ruhigen, fast heiteren Gelassenheit, den er kannte, stand plötzlich ein anderer neuer — eine verhüllte Seele zeigte sich bloß — eine Seele, an der er vorübergegangen war, die er nicht erkannt hatte. Eine Ahnung überkam ihn — eine Ahnung von durchwachten Nächten, zurückgedämmten Empfindungen, von Sehnsucht und Tränen, die nach innen flossen.

Die Erinnerung stand auf und zeigte ihm manche Einzelheit ihres Verkehrs in einer neuen Beleuchtung; der sich auf seine Kenntnis der Psyche so viel zugute tat, gehörte in Wirklichkeit zu den Seelenblinden.

So nah waren sie beieinander gewesen und so fern — wie fern! Ach, keiner kennt den andern.

Vorbei der bange, wirbelstolle Reigen.

Aber an dem Blatte, das ihm zum Verkünder von Geheimnissen geworden, hatte, er kein Recht. Er nahm es und übergab es den Flammen, die in der kaminartigen Oeffnung des Ofens loderten.

So war es in ihrem Sinne, das fühlte er.

Die Flamme verzehrte das einzige Dokument eines still getragenen großen Leids.

Ihm aber war es, als sinke dumpfe Traurigkeit wie eine Last auf seine Seele.



## Ein wackerer Pfadfinderjunge.

Von G. Burman.

Eisig kalt lag der Herbstabend über der ostpreussischen Ebene. Wenn der Halbmond zuweilen aus den schweren treibenden Wolken hervortrat, irrte sein unsicheres Licht über eine ausgestorbene Landschaft. Nur das langgezogene Heulen eines Hundes unterbrach die Stille. Seltsame Schatten glitten über die öden Felder, sie nahmen das Aussehen von berittenen, mit Lanzen bewaffneten Männern an: Ein kleiner Trupp Kosaken auf einem Erkundungsritt. Sie ritten im Trab, doch ganz langsam und vorsichtig — und dazu hatten sie alle Ursache: wenn der Wolkenvorhang sich vor dem Monde schloß, war es so dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen sah, und der Weg war zerfahren und voll tödlicher Gruben. Immer deutlicher erscholl das fast ununterbrochene Hundegeheul.

„Der Hund muß hier ganz in der Nähe sein,“ sagte leise der Offizier, der die Patrouille anführte, zu dem Unteroffizier neben sich. „Gibt es bestimmt keinen Bauernhof hier in der Gegend?“

„Bestimmt nicht, Herr Sotnik,“ erwiderte der Befragte. „Die Gegend hier kenne ich nachgerade.“

„Nun, gleichviel, wir sind jedenfalls sofort am Kreuz nach W . . ., ich sehe dort bereits den Wegweiser. Doch horch, nun bellt der Hund zur Abwechslung — er ist sicher ganz nahe. Was kann das bedeuten?“

Der Sotnik zog die Zügel an, und die Patrouille verlangsamte den Schritt. An der Wegbiegung stand ein

weißer Cerrier. Der machte die melancholische Musik. Der Sotnik knipfte mit den Fingern und lockte den Hund an sich, doch dieser zog sich misstrauisch in den Chauffee-graben zurück. Da sprang der Unteroffizier vom Pferd, trat an den tiefen Graben heran und leuchtete mit seiner Taschenlampe hinein.

„Hier liegt ein Kerl, Ew. Gnaden . . . nein, es ist nur ein Junge. Wahrhaftig ein Pfadfinder! Neben ihm ein kaputes Zweirad . . . wahrscheinlich eine Radfahrer-Ordonnanz.“ Und er sprang in den Graben hinab.

„Ist er tot?“ fragte der Offizier.

„Will gleich mal nachsehen, Ew. Gnaden. Nein, meiner Seel, er lebt . . . er hat sich wohl nur geschlagen. . . Natürlich ist er hier im Dunkeln gestürzt, hat einen Stoß bekommen und liegt nun ohne Besinnung.“

„Laß ihn von einem der Kerle aufheben und aufs Pferd nehmen; wir sind ja gleich wieder in unserem Quartier.“

„Zu Befehl, Herr Sotnik. Und wenn er wieder zu sich kommt, können wir ihn ja darüber ausfragen, wie es in W . . . steht . . . nach der Lage des Rads kommt er von daher.“

„Du bist gar nicht so dumm, Bruder, das ist auch meine Absicht.“

Der Ritt wurde fortgesetzt, der Cerrier trippelte nun schweigend am Wegrand nebenher. Bei der Ankunft im Quartier, das man in einem Gehöft eingerichtet hatte, dessen Bewohner geflüchtet waren, wurde der Knabe auf eine Bank gelegt. Ein herbeigerufener Feldscher untersuchte ihn.

„Das hat keine Not,“ stellte er fest, „er hat wohl beim Sturz einen mächtigen Ruck bekommen, aber er wird bald wieder obenauf sein.“ Er zog ihm den von Schlamm und Schmutz übel zugerichteten Rock aus und löste ihm die Sachen. Während er eine belebende Migtur zurechtmachte, deren Hauptbestandteil Wodka zu sein schien, unterhielt sich der Sotnik damit, den Inhalt der Rocktaschen des Knaben zu untersuchen. Da fand er allerlei. Von Interesse für ihn waren aber nur zwei Dinge: ein Pfadfinder-Almanach und ein Rezept. Er durchblätterte den ersteren, fand jedoch nichts Verdächtiges darin und steckte ihn nebst den hundert anderen Dingen in die Tasche zurück. blieb also noch das Rezept. Das war unleugbar interessant. Es bedeutete nämlich nichts geringeres, als die Requisition einer recht großen Menge Morphium, unterzeichnet „von Bayer“. Nachdem er das herausstudiert hatte, ging er an eine kleine, an der Wand stehende Kiste und holte ein Buch heraus, in dem er zu blättern begann. Es war die Kiste der preussischen Armee. „Bayer, von Bayer“, murmelte er, indem er die Blätter wandte — „na, da haben wir ihn ja, es ist, wie mir's dachte: Regimentsarzt beim 26., die Sache ist klar.“

Nun schlug der Knabe die Augen auf. Er richtete sich empor und sah sich mit allen Zeichen größter Bestürzung um. Die härtischen Gestalten, die sich um ihn ringten und eine fremde Sprache redeten, machten ihn völlig verwirrt. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen Traum verjagen. Dann tat er einen Schritt ins Zimmer. Er war von kleiner, zarter Gestalt, etwa vierzehn Jahre alt, hatte aber trotz seines Erstaunens über die Umgebung, in die er sich plötzlich versetzt sah, einen klugen wachen Ausdruck.

„Nicht stehen, nicht stehen, sitzen bleiben,“ sagte der Feldscher in gebrochenem Deutsch und drückte ihn wieder auf die Bank herab. „Wir haben uns tüchtig geschlagen, aber wird bald wieder gut sein. Wir sind in Graben gefallen, nicht?“

Der Knabe nickte. Es begann in seinem Kopf zu tagen. Und plötzlich stand alles völlig klar vor ihm. Ein deutsches Hilfskorps hatte abends im Eimarsch W . . . erreicht. Er hatte gehört, wie ein Arzt darüber klagte, daß sein Morphium fast zu Ende sei und daß sich erst einige Meilen entfernt in D . . . wieder eine Apotheke befinde. Da hatte er sich sofort erboten, hinzuradeln, obwohl es stockfinster war. Der Arzt klopfte ihm auf die Schultern, nannte ihn einen tüchtigen Burschen und stellte das Rezept

aus. „Paß gut auf,“ sagte er, indem er es ihm übergab, „es könnten Kosaken in der Nähe sein. Und sollten sie dich fassen, so erzähl nichts davon, daß wir hier sind, und was du zu tun hast. Wir wollen ihnen eine kleine Ueber-raschung bereiten, weißt du.“ So war er davon geradelt, begleitet von seinem trefflichen Cerrier „Jugo“. Doch gerade als er in die große Landstraße von D . . . einbiegen wollte, glitt sein Rad auf dem nachtschwarzen Wege aus, und er fiel kopfüber in den Graben. Weiter wußte er nichts. . .

Nun half der Feldscher ihm in den Rock. Mittler-weile wurde das Abendbrot aufgetragen; es war gar nicht übel, und die Portionen waren reichlich bemessen. Wahr-scheinlich hatte eine geplünderte preussische Küche herhalten müssen.

„Willst du mit uns essen?“ fragte der Sotnik den Knaben in tadellosem Deutsch. Dieser, beruhigt durch die gute Behandlung, und nun sogar ein wenig stolz auf sein Abenteuer, trat dankend zum Tisch. Die Männer sahen gar nicht so wild aus, wie er sich Kosaken vorgestellt hatte. Sehr bärtig und schmutzig und laut waren sie, aber keiner von ihnen schien Mordgedanken gegen ihn zu hegen.

„Wie heißt du, mein Junge?“ fragte der Sotnik.

„Paul Herbst“, erwiderte der Knabe und stellte zu seiner eigenen Freude fest, daß seine Stimme nicht ein-mal zitterte.

„Herbst, o, das paßt ja gut zur Jahreszeit, lachte der Sotnik, du bist wohl aus W . . .?“

„Ja.“

„Wir fanden dich gerade auf dem Wege, der von dort aus führt. Aber was hat ein so kleiner Bursche wie du in einer so pechtrabenschwarzen Nacht auf diesem erbärm-lichen Wege zu schaffen? Du solltest daheim bei deiner Mutter sitzen.“

„Meine Mutter ist tot.“

„So, so. Aber dein Vater?“

„Er ist . . . beim Heer.“

„Armer Junge, da bist du also ganz allein? Oder hast du noch Geschwister?“

„Einen älteren Bruder.“

„Und der?“

„Ist auch beim Heer.“

„Kümmert sich denn niemand um dich?“

„Um mich braucht sich keiner zu bekümmern,“ lautete die selbstbewußte Antwort. „Im übrigen wohne ich bei guten Freunden.“

„Also dein Vater und dein Bruder sind jetzt nicht in W . . .?“ fragte der Sotnik harmlos, als die anderen sich nach beendeter Mahlzeit vom Tisch erhoben hatten.

„Nein,“ antwortete der Knabe lakonisch und spitzte die Ohren.

„Nicht? Nun, was für Truppen liegen denn jetzt dort?“

„Da liegen gar keine Truppen.“

„Hör zu, mein Junge,“ und die Stimme des Sotnik klang strenger als bisher. „Wir wollen hier nicht Komödie spielen. Ich tu dir nichts, aber du mußt meine Fragen wahrheitsgemäß beantworten. Ich weiß, daß dort Truppen liegen, doch ich möchte auch wissen, welche es sind, und wie stark sie sind.“

„Es liegen keine Truppen da,“ wiederholte der Knabe bestimmt. „Wenn Sie mir nicht glauben wollen, kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Nein, ich glaube dir nicht. Du lügst, Geselle! Es liegen Truppen da, das weiß ich, und du würdest aus-geschickt, um für die Verwundeten Morphium zu holen, das weiß ich auch.“ Paul schwieg. „Oder was sagst du hier-zu? Doktor von Bayer hat dich geschickt, das ist klar. Leugne nicht länger!“ Und er hielt Paul das Rezept vor die Augen.

Der Knabe strengte sich scheinbar an, um das Rezept zu lesen, dabei bemerkte er, daß es nicht datiert war. Ruhig antwortete er: „Doktor von Bayer hat mich aller-dings einmal nach einer Medizin ausgeschiedt, aber das war vor etwa drei Wochen — das war vor dem Rückzug der Deutschen.“

Diese dreiste Lüge verschlehte nicht ihre Wirkung. Der Sotnik wurde offenbar unsicher.

„Wenn das wahr wäre, würde ja das Rezept in der Apotheke geblieben sein!“

„Die Bestellung wurde in einem Kontobuch notiert, dann bekam ich das Rezept zurück und vergaß es abzugeben.“ Fast begann er sich selbst zu bewundern wegen seiner Geschicklichkeit im Lügen, eine innere Stimme schien ihm die rechten Antworten zuzulüftern.

„Nun, wir werden deine Aussagen prüfen, sagte der Sotnik. Und es wird nicht gerade behaglich für dich werden, wenn du gelogen hast,“ fügte er drohend hinzu, ging hinaus in den Flur und wechselte mit der Wache einige Worte, aus denen Paul vernahm, daß eine Patrouille nach W . . . reiten und die Verhältnisse dort untersuchen sollte. Das Herz schlug ihm bis in den Hals hinein. Nun war die Gefahr also da. Wenn die Patrouille mit ihrem Bericht zurückkam, dann war es wohl um sein Leben geschehen.

Paul wurde von einer Wache in die Scheune geführt, in der er die Nacht zubringen sollte. Nun hatte er Zeit, Betrachtungen über seine Lage anzustellen. Beneidenswert war sie gerade nicht. In wenigen Stunden konnte die Patrouille hier sein, und dann . . . ja, dann. Die Kehle schnürte sich ihm zusammen, wenn er an das Schicksal dachte, das seiner harrte. Man würde ihn wohl einfach an die Mauer stellen und erschließen. Nun gut, was nützte das Klennen. Am allerwenigsten schickte es sich für einen Pfadfinder, der bereits vierzehn Jahre alt war. Was wohl Frida dazu sagen würde, wenn sie hörte, daß die Kosaken ihn süßliert hatten? . . . In Fridas Haus wohnte er seit dem Beginn des Krieges. Sie war das einzige Mädchen, um das er sich je gekümmert hatte, und das sich auch sehr viel um ihn kümmerte. War sie doch wie ein Junge, so tollkühn und lustig. Sie würde an ihn denken, wenn alle anderen ihn vergessen hätten, das war gewiß. Aber Vater und Bruder Albert würden ihn auch nicht vergessen . . . wenn sie selbst mit dem Leben davonkämen. Und Jago, der gute Jago . . . wo war der übrigens geblieben? Er suchte in der Scheune ringsum, ob er sich vielleicht mit hereingeschlichen hatte, fand ihn aber nicht. Alles war still im Stroh. Neben an war eine größere Scheune, vermutlich waren dort die Kosaken einquartiert. Vor der Tür hörte er den Schritt der Schildwache. Diese Tür war der einzige Weg zur Freiheit, und der war also versperrt. Bei genauerer Untersuchung fand er jedoch in der entgegengesetzten Wand eine offenbar für eine Dreschmaschinenachse eingerichtete Oeffnung, etwa so groß, wie sein Kopf — also unmöglich für eine Flucht in Betracht zu ziehen. Er starrte durch dieses Loch ins Dunkel hinaus, und plötzlich gewahrte er etwas Weißes, das sich bewegte — kein Zweifel, das war Jago! Paul pfiß leise, ganz leise, aber der Hund vernahm das Signal und sprang wie ein Akrobat durch das Loch zu ihm herein. Sofort fühlte Paul sich sicherer, er wußte, daß er in Jago einen Freund besaß, auf den er sich bis in den Tod verlassen konnte. Wie oft war er der Bote gewesen zwischen ihm und Frida! Und da kam ihm plötzlich eine Idee:

„Du sollst eine Großtat vollbringen,“ flüsterte er dem Hunde zu. „An dir ist's nun, die Sache zu retten.“ Er riß ein Blatt aus seinem Almanach, und im Schein der Taschenlaterne schrieb er an Frida einen Bericht über das Geschehene und bat sie, keine Sekunde zu verlieren, die deutschen Offiziere sofort von allem zu unterrichten. Mit einer Schnur, die er bei sich hatte, befestigte er den Zettel sorgfältig an Jagos Halsband, dann hob er den Hund an die Oeffnung in der Mauer und flüsterte ihm ins Ohr: „Kauf zu Frida, Jago . . . zu Frida, hörst du? Und rasch, sehr rasch, es ist eilig!“

Wie ein Pfeil flog der Terrier durch die Oeffnung und verschwand in der Nacht. Durch Sumpf und Schlamm raste er davon, die Junge hing ihm weit aus dem Hals heraus, und als er auf vertrautem heimischem Boden, in der Nähe von W . . . angekommen war, verachtete er die Landstraße und sprang querfeldein. Bald kratzte er an die

Tür von Fridas Haus, und da niemand auf dieses Signal antwortete, begann er zu bellen wie ein Besessener. Das ganze Haus erwachte, mit einem Satz war Frida aus dem Bett: „Das ist Jago!“ rief sie, stürzte zur Tür und öffnete.

Wenige Minuten später sah einer der wachhabenden Offiziere des 26. Regiments ein Mädchen in unordentlicher Kleidung heransürmen, ein Papier in der Hand, das sie ihm überreichte. Nach einigen weiteren Minuten galoppierten zwei Schwadronen Husaren dem russischen Quartier zu. Paul hatte sich inzwischen ins Stroh geworfen und wartete der Dinge, die nun kommen sollten. Sein Kopf schmerzte noch von dem Stoß beim Fall, und er war tommüde. Seine Gedanken wurden wirr, und nach einer kleinen Weile verlor er das Bewußtsein und schlummerte ein. Plötzlich erwachte er durch ein lautes Knallen — eine Karabinerfalsch! In wenigen Minuten waren die Kosaken eingeschlossen. Vollkommen überrascht durch die unerwartete Uebermacht, gaben sie sich gefangen bis auf die wenigen, die gefallen waren. Paul wurde mit Jubel von seinen Landsleuten empfangen und im Triumph nach W . . . zurückgeführt zu seiner Frida und seinem Jago.



## Luftige Ecke.

Die wohlbesolgte Anordnung. Der Doktor verschreibt einem Mann, der über schlechte Ruhe klagt, ein Schlafränkelein. Davon soll die Frau alle zwei Stunden ihrem Gatten geben. Wie der Doktor das nächstemal wiederkommt und fragt, ob das Mittel gekostet habe, sagt die Frau: „Ja, aber mit dem Einnehmen war es ein Kreuz. Sie alauben gar nicht, Herr Doktor, wie fest ich meinen Mann jedesmal hab' schütteln müssen, um ihn zum Einnehmen alle zwei Stunden wachzukriegen.“

Das festgehaltene Maß. Ein Bauer läuft behend auf der Straße zur Stadt, wobei er mit sorgfamer Müß seine Hände in bestimmten Abstand an der Brust festhält. Ihm begegnet ein Musketier, der fragt: „Dolla, Bauer, was hältst du deine Hände so an die Brust?“ „Ich lauf in die Stadt, um ein gutes Paar Schuhe für mein Weib,“ war die Antwort. „Das hier ist die Länne.“

Die kleine Maria wandte sich eines Tages an ihre Mutter, die Witwe war, und sprach: „Mama, liebst du mich wirklich von ganzem Herzen?“ — „Aber natürlich, Kind. Warum fragst du?“ — „Und willst du es mir beweisen?“ — „Ja, wenn ich kann.“ — „Dann geh' hin und heirate den Mann um die Ecke, der den Schokoladeladen hat.“

Das Mädchen für alles bei einer Familie, deren Mitglieder nicht gerade auf särtlichem Fuß miteinander stehen, kündigte kürzlich seine Stelle, sehr zum Kummer der Hausfrau. „Sie wollen uns also verlassen?“ sagte diese betrübt. „Was ist denn geschehen, Vasa? Daben wir Sie nicht immer wie eine von der Familie behandelt?“ — „Ja, anä' Frau,“ versetzte Vasa, „und ich habe es so lange ausgehalten wie möglich!“

Der kleine Junge hatte sich heftig mit seinem kleinen Nachbarssohn gezankt. Seine Tante sagte ihm, er müsse zum Hause seines Freundes gehen, ihm einen Kuß geben und ihm sagen, es täte ihm leid. Der kriegerische Jüngling hatte aber keine Neigung dazu. „Geh du hin und gib ihm einen Kuß, Tante,“ sprach er; „ich möchte ihn am Ende beißen.“

„Nun, Kinder,“ sagte der Schulinspektor, „womit bewaffnete Simson sich, um gegen die Philister zu kämpfen?“ — Keins der Kinder konnte es ihm sagen. „D, ihr wißt es doch!“ ermunterte er und tippte, um ihnen zu helfen, mit dem Finger auf seine Kinnde: „Was ist dies?“ fragte er. Das half dem Gedächtnis auf, und die ganze Klasse rief im Chor: „Ein Gekinnbade!“

